

(Nachdruck verboten.)

## 2) Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

In den Häusern brannten keine Lichter mehr, die Scheiben waren wieder dunkel. Die Haustüren wurden geöffnet, die Männer hinauszulassen. Aus jeder Thür traten drei oder vier. Meist der Vater mit seinen Söhnen, ab und zu auch einmal einer mit zwei oder drei Fremden, denen er eine Kammer vermietet hatte.

Danach kamen Mädchen und Frauen, denn auch viele von ihnen gingen auf das Eisenwerk.

Alle froren. Die Hände in den Taschen oder in die Schürzen gewickelt, den Kopf in den Hals gezogen, die Hüte und Kapuzen tief in die Stirn, möglichst zusammengedrückt, möglichst sich klein machend, daß die Luft nur ja keinen Zugang zur fröstelnden Haut fände, tappten sie.

Rotbraun vom Eisenstein waren die Kleider, die Gesichter meist grau von Rauch und Ruß. Ein jämmerlicher Anblick, wie sie alle schweigend, kraftlos, freudlos dem Eisenwerk zutappten, das seine großen Thore schon weit und hungrig aufgethan hatte.

Oben auf dem fahlen Berg, gerade der grauen Villa gegenüber, tauchten jetzt auch dunkle Gestalten auf. Es sah aus, als stiegen sie direkt aus den grämlichen, grauen Wolken, einer hinter dem andern. Es waren Fabrikarbeiter aus den nächsten Dörfern, die schon einen Marsch von anderthalb Stunden hinter sich hatten. Mit langen, langsamen Schritten tappten sie zu Thal, die Kniee weit nach vorn. Langsam, schwerfällig, stumm, wie hinter einem Sarge her.

Frau Magda ging vom Fenster fort.

Was sollte sie aber jetzt beginnen? Es war noch nicht sechs Uhr. Pflichten gab es für sie nicht. Das Haus besorgten die Dienstmoten, und Kinder hatte sie nicht.

Sie legte sich wieder ins Bett.

Langsam, schwer tappten draußen unter den Fenstern die Arbeiter vorbei. Sie lauschte, ob nicht wenigstens ein Scherzwort fiel, ob nicht wenigstens einer einmal lachte, aber sie hörte nichts als die schweren, langen, langsamen Schritte.

„Sie tragen sich selbst zu Grab,“ sagte sie leise. „Und ich?“

Draußen auf der kleinen Dorfkapelle schlug es sechs. Auf dem Eisenwerk heulte die Dampfpeise, und bald darauf wurden die Eisenthore donnernd zugeschlagen. Wer eine Minute später kam, verlor einen viertel Tag am Lohn.

Jetzt waren sie wieder für einen Tag gefangen, alle die Männer und Weiber, alle die Jungen und Alten, . . . und sie? . . .

Noch einmal richtete sich Frau Magda ein wenig auf.

Erst ganz von weitem, dann immer näher, lauter, brausend, donnernd, rollte, fauchte es. Dann wieder leise, leise verhallte es. Es war der Schnellzug, der morgens vorbei kam. Abends kam noch einer in entgegengesetzter Richtung. Sonst nur Güterzüge und ein paar Personenzüge. Aber keiner hielt hier.

Sie lauschte immer noch in die Richtung, wo das Geräusch sich verlor. Wie rasste er ins Leben, vorwärts, daß er ihn ja nicht veräume, den Anschluß nach Berlin!

Die Nebel hatten sich inzwischen mit den Wolken vereinigt. Mit kaltem, gelbem Gesicht sah der Tag über die Berge. Der Fluß lief noch schneller. Jetzt schämte er sich erst recht.

Grämlich, verschlafen hingen die Wolken und sahen stumpf, dumpf auf die abgemähten Wiesen, die dalagen wie alte, abgenutzte Felle, in denen Motten sitzen.

Kurz vor zwölf Uhr mittags verließ Frau Magda die graue Villa, um einen Spaziergang zu machen.

Sie that das sehr selten. Aber heute mußte sie. Sie mochte nicht schon vor Tisch mit ihrem Mann zusammen-treffen. Sie schämte sich für ihn. Und dann wollte sie auch gerne einmal ihren Gedanken aus dem Wege gehen, die sie von Tag zu Tag mehr quälten.

Wie nur die Häuser ringsum ansahen! Es fiel ihr in der trüben Stimmung bei dem trüblichen Wetter so recht auf. Außer bei den beiden Wirtshäusern traten überall die Balken vor, wie die Knochen bei schwerkranken Menschen. Die Wände waren schmutzig, schief, voller Furchen und Risse wie die Leiber ihrer Bewohner. Die Scheiben darin starrten sie an wie die matten, glanzlosen Augen ihrer Besitzer. Die Dächer waren tief in die Häuser gedrückt, daß kein Wind zufassen konnte oder gar durchwehen.

Einzelne hockten die Häuser da, zwischendurch große Lücken, wo früher einmal in freundlicheren Zeiten auch Wohnungen gewesen.

Frau Magda ging schneller. Sie fürchtete sich fast vor den schiefen, armeligen Dingen, als könnten sie plötzlich stöhnen, etwas sagen und klagen. Aber resigniert, stumm hockten sie am Weg. Wie die Steinklopfer, dachte sie, an denen sie manchmal vorbeifuhr drüben auf der Chaussee. Da mußte sie auch wegsehen, so beängstigte, beklemmte sie der stumpfe Ausdruck auf den ausgemergelten Gesichtern. Aber sie sagten auch nichts; sie grühten freilich auch nicht. Sie sahen nur starr aus ihren großen Drahtbrillen auf den Wagen, bis er vorbei war, dann klopfen sie weiter.

Die Straße war völlig leer. Die größeren Kinder sahen noch in der Schule, die kleineren in den Stuben, und die Frauen hatten mit dem Mittagessen zu thun.

Früher, vor zwanzig Jahren, war hier noch ein Bauern-dorf gewesen. Die Großeltern erzählten manchmal aus dieser Zeit ihren Enkeln, denn ihre eignen Kinder interessierte das nicht mehr. Nur wenn die alten, weißhaarigen Menschen einmal seufzend meinten, damals sei doch alles viel schöner und besser gewesen, selbst der Himmel hätte ganz anders drein-gefahren, dann lächelten die ruhigen Söhne und Töchter wohl ein wenig spöttisch. Das kannten sie, dies Lied von der „guten, alten Zeit“. In Wirklichkeit hatte die aber gewiß gerade so wenig getaugt wie die ihre. Es war ja immer dasselbe, Jahrhundert für Jahrhundert, dieselbe Schinderei.

Die Entkinder aber bekamen noch rote Waden, wenn der greise Großvater erzählte, wie dort im Stall zwei Kühe gestanden, wo jetzt eine armelige Geis mederte, wie hier vorn ein großer Misthaufen sich getürmt, und wie viel Schweine damals aufgezogen worden.

Dann meinten die größeren Kinder wohl: „Müßt Ihr aber Geld gehabt haben damals!“

„Geld? Nei. Geld hatte mer nit so viel. Aber besser zu esse und feste, selbstgemachte Kleider.“

Da schwand schnell das Interesse auch der größeren Entkinder für Großvaters Geschichten. Geld, Geld, darauf kam es allein an. Das wußten sie schon so gut wie die Eltern. Je mehr Geld, um so besser konnte man sich am Sonntag amüsieren.

Sie liefen auch fort, und bald hatte der Großvater nur noch die ganz kleinen Kinder um sich. Denen aber von der guten alten Zeit zu sprechen, lohnte sich nicht. Sie verstanden das so wie so nicht, sie waren noch zu klein dazu.

Manch ein Alter seufzte dann schwer und warf einen giftigen Blick in die Richtung der Fabrik, denn sie war schuld, sie fraß alles auf, alles! In Wut ballte sich manche alte Faust, denn sie hatte noch Kraft, mehr als die der jüngeren Leute; sie gehörte einem, der noch Bauer gewesen war.

Frau Magda bog in eine Seitengasse, die ins Freie, zu den Bergen führte. Da standen noch einige Häuser mit Strohdächern dicht aneinander gedrängt, alle ziemlich schmutzig bis auf eins. Klein war es ebenfals und unscheinbar, aber rein sah es aus. Die Hausthür war noch nach der Väter Weise horizontal in zwei Teile geteilt, so daß das Federvieh, wenn die obere Hälfte offen stand, nach Belieben ein- und ausfliegen konnte.

Vor dieser Thür stand ein Allerer, aber kräftiger Mann. Er trug noch einen blauen Kittel. Es war der letzte im Dorf, der nur vom Ackerbau lebte, den das Eisenwerk noch nicht verschlungen hatte. Er zog freundlich die alte Kappe, als die junge Frau vorbei ging. Einen Augenblick zögerte sie, als wollte sie ihn ansprechen, dann that sie es doch nicht. Sie genierte sich.

Der Bauer sah ihr lange nach. „Dit war se nie, und se wird immer dünner, lang macht die's gewiß nit mehr. . .“

Mann mer nur wüßt, ob se auch an ihr Seelenheil denkt, eh's zu spät is." Er seufzte: „Die arm' Frau bei dem Mann!"

Die Dampfpfeife pfliff auf der Fabrik, gleichzeitig begann die Uhr auf der Kapelle zu schlagen, es war zwölf, Mittagspause für die Arbeiter. Frau Magda war froh, daß sie sich beeilt hatte. Nun kam sie doch nicht zwischen all die ruhigen, elenden Gestalten.

Sie sog gierig die herbe Luft ein und schritt weiter dem dürftigen Walde zu.

Hafelnußsträucher, ein paar Buchen, ein paar Fichten und Kiefern, das war alles. In der Erde lange tiefe Furchen von schweren Holzfuhrwerken gezogen; denn jenseits dieses Hügels gab es noch stark bewaldete Berge. Aus dem niederen Gesträuch huschten zwei Schwarzamseln mit lautem Geschrei über den Weg. Magda schrak zusammen, so boshaft, zornig hatte das gelaute. Naben hockten hoch oben auf den Fichten und lugten neugierig nach ihr, bis sie ganz nahe war. Dann flogen sie krächzend in die Luft. Halb erstarrt lag ein schwarz und schwefelgelb gefleckter Molch vor ihr in einer Furche. Aber dort, husch, ein Eichhörnchen! Auch es flüchtete.

Welle Blätter taumelten, große Tropfen siderten im Gebüsch, hingen in den dürftigen Galmen, lagen auf dem mageren Steinfleck.

Wie traurig, wie trübselig ist es auch hier, dachte sie und setzte sich auf einen Stein. Und doch war ihr wohler hier als in der grauen Villa. Diese Natur paßte zu ihrer Stimmung. Freilich, die Gedanken, denen sie entfliehen wollte, kamen hier erst recht.

Es muß anders werden. So halte ich das nicht mehr aus. Aber wie? Wenn sie das wüßte! Fort, in ein Land, wo die Sonne immer hell und warm scheint, wo fröhliche Menschen lachen! Das wäre am besten. Aber ihr Mann ließ sie ja nicht fort. Er hatte Angst, sie könnte sich bei fremden Leuten beschweren, klagen und jammern. Das wollte er nicht. Sich scheiden lassen? Ach ja. Aber ihr Mann würde sie nicht frei geben, so lange er ihr Geld noch nötig hätte.

Wenn sie doch jemand fände, der ihr raten könnte! Sie war so unselbständig, sie hatte ja noch nie auf eignen Füßen gestanden.

Wenn sie nur einmal eine Freundin fände, bei der sie sich aussprechen könnte, das wäre schon eine große Erleichterung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Zwischen den Reben.

Wir sind in einem herrlichen Thal der Vorberge des badischen Schwarzwalds. Am Ausgang des Dorfs nach der Ebene zu, aus der der spitze Turm des Strahburger Münsters herübergrißt, beginnt die Feldgemaukung; sie zeigt schon in größeren Mengen die für das südliche Deutschland charakteristischen Gewächse wie Tabak, Mais und Hauf. Auschlaggebend ist aber Obst- und Weinbau. Die Wege und Feldraine sind gesäumt mit langen Reihen von Äpfeln, Birnen- und Zwetschgenbäumen, auch die Edelkastanie, die in prächtigen, malerischen Exemplaren vorkommt, sei nicht vergessen, die Thaltwände aber hinauf, bis zu den Waldbrändern, ziehen sich die grünen Rebberge. Wir haben neuer eine reiche Obsternte. Überall sind die Aeste der Obstbäume mit Stangen gestützt oder den schwanen, schwerbeladenen Zweigen ist durch starke Bindfäden von der Mitte des Baums aus Halt und Stütze gegeben. Die Apfelbäume sind so reich mit weißgrünen oder roten Früchten geschnitten, daß sie lebhaft die Erinnerung an unser Kinderspielzeug, die grün bemalten und verschwenderisch rot betupften Holzbaumchen oder an Darstellungen von Nuppiner Silberbogen wachrufen. Dem Liebhaberphotographen geben sie ein dankbares Objekt, und er bedankt sich, daß die farbige Photographie wenigstens für ihn noch immer nicht erfunden ist.

Die Hauptverwertung des Obstes hierzulande besteht in der Gewinnung von Fruchtwein. „Obstwein“ ist hier das, was im Norden Bier darstellt, Apfelwein muß namentlich für den grundherrschaflichen Betrieb in riesigen Mengen vorhanden sein, jeder Tagelohn-Arbeiter beansprucht einen Liter davon pro Tag außer dem Lohn. Neuer wird der Obstwein nicht nur für das nächste Jahr reifen, es kann auch ein Vorrat für das übernächste gewonnen werden, da die nächste Obsternte nach der Ueberanstattung der Bäume in diesem Jahr sicher eine magere sein wird. So laßt und schnürt die von einem Göpelwerk getriebene Obstschneidemaschine jetzt, wo die „Dehnd“, die „Generente“, vorbei ist, unaufförslich, und unablässig wandert die braune Masse des zerschnittenen Obstes zur Trolche, in der ihr durch Hebeldruck der bräunliche Saft abgerungen

wird, der dann nach erfolgter Gährung den goldfarbigen und goldklaren Apfelwein ergibt.

Es ist gut von Mutter Natur eingerichtet, daß die Zeit der Obsternte eine solche ist, die ausnahmsweise keine Beschäftigung mit den Reben erfordert. Ausnahmsweise! Denn sonst will diese anspruchsvolle Pflanze das ganze Jahr hindurch nicht nur gepflegt und ängstlich gehütet, sondern geradezu verhätschelt sein. Der Laie, der dankbar einen guten Tropfen schlürft, hat wohl oberflächlich davon gehört, wie viel Gefahren dem Weinstock drohen, aber er macht sich keinen Begriff davon, wie viel Arbeit und Mühe, Sorge und Kosten eingesetzt werden müssen, um im Herbst froh durch den Weinberg schreiten zu können, in dem unter großblättrigem, frisch-grünem Laube reiche Bouquets von vollen, gleichmäßig entwickelten, süßen und saftreichen Trauben hängen. Er hat von Feldmäusen und Schnecken, von der Reblaus und vom Sauerwurm gehört, der dreimal, während der Blüte, während des Aufstehens der Traubenbeerchen und vor der Reife der Trauben scharf und mühevoll bekämpft werden muß. Er weiß, daß die Wespen und Fliegen, so auch Staare, Sperlinge und Singvögel Traubenzerstörer sind, die Namen von manchen von den vielen Blatkrankheiten wie Mehlthau, Blattfallkrankheit usw. sind ihm aus den Zeitungen bekannt. Er weiß endlich, daß ein einziger Frühjahrsfrost alle Aussichten für eine gute Ernte, ein Hagelschlag alles schon Erreichte in wenigen Augenblicken zerstören kann: aber daß jede Rebe im Kreislauf des Jahrs etwa 16 verschiedene Gantierungen verlangt, wenn sie einen befriedigenden Ertrag versprechen soll — und auch das nur, wenn alle jene Feinde und Gefahren abgewehrt oder gnädig vorübergegangen sind — das wird vielen der Leser doch vielleicht neu sein.

Der Weinstock ist ein Mistfresser; wer an Dünger spart, betrügt sich selber.“ Poetisch ist das Bingerwort nicht, aber wahr. Auch für den Rebhan, wie überall in der Landwirtschaft, wo es sich um Nährstoff-Zufuhr handelt, ist der Dünger goldeswert. Und so hat auf Grund der Fortschritte der Chemie, der Wissenschaft überhaupt und der Erfahrungen das Kapitel von der Düngung der Reben mit natürlicher oder Grün-Düngung, mit vegetabilischem, animalischem, mineralischem oder Kompost-Düng eine stetig wachsende Bedeutung und Ausdehnung erlangt. Die bevorzugten Zeiten der zweimaligen jährlichen Düngung sind der Spätherbst nach der Traubenlese, andererseits der April. Will der Weinbauer aber ein mehreres thun, die Traube nimmt's nicht übel.

Dezember und Januar lassen an den von den Pfählen gelösten, meist unter Schnee begrabenen Reben wenig thun. Wohl aber sind die Pfähle im Weinberg selbst auf Kreuzhölzern zu verwahren, die Erschappfähle müssen hergerichtet und mit Imprägniermitteln haltbar gemacht werden. Namentlich aber sind die Grundstücke für Neuanlagen zu roden und durchzuarbeiten. In milden Tagen des Februar setzt dann die Arbeit an der Rebe selbst ein. Mit Handschuhen wird ihr Holz sorgfältig abgerieben, und herabhängende Rindenteile, die Schlupfwinkel von schädlichen Insekten; namentlich von Sauerwurmpuppen, werden entfernt. Mit allen Abfällen muß reiner Lisch gemacht und möglichst schnell sollen sie verbrannt werden. Auch mit dem Beschneiden der Reben kann schon begonnen werden; im allgemeinen aber hält man bei Weinbau im großen die goldene Mittelstraße zwischen dem frühen Frühjahrschnitt und dem Herbstschnitt und geht im mittleren Frühjahr daran. Fruchtbildung im gegenwärtigen Jahr, Holzbildung für das künftige Jahr, sind die leitenden Gedanken für diese wichtige Arbeit, die wie besondere Werkzeuge so auch besondere Kenntnisse voraussetzt, und vom Beschneiden der Obstbäume sich in vielen grundsätzlichen Beziehungen unterscheidet.

Beim Rebschnitt ist namentlich Individualisieren nötig: die eine Rebe verlangt kurzen, die andre mittleren, noch eine andre langen Schnitt, und so ist's nötig zu wissen, ob man gelben Orleanser oder geschnitzblättrigen Gutadel, ob man die blaue Laska- oder die süße Jakobstrabe, ob man das blaue Ochsenaug oder den weißen Lammerschwanz vor sich hat, Klingt's nicht nach dem Kreislingen in den „Meisteringern“, wenn man die hübschen poetischen Bezeichnungen liest oder hört?

Ein Haupt-Arbeitsmonat ist bereits der März. Dem Schnitt folgt das Pfählen und Anbinden, und letzteres muß vollendet sein, ehe die Augen der Rebe anschwellen. Wie einfach klingt das Wort Anbinden, und doch wie viel Vorsicht und Sorgfalt muß angewendet werden, um Leppigkeit zu verhindern und frühe edle Früchte zu erzielen. Bei Gelegenheit des Bindens werden auch die wichtigsten Rebzweige in Bogen aufgebunden, die später mit Trauben besetzt einen so hübschen Anblick gewähren.

Schon weist das lippig aufsteigende Unkraut auf die Notwendigkeit des Bodenbearbeitens hin. Zweimal wenigstens im Jahr muß das Rebsfeld gelodert und von Unkraut befreit werden, zunächst in der Zeit von April bis Mitte Mai, wenn die Gärten bearbeitet werden, dann wieder um Jacobi herum. Gut gegraben ist halb gedüngt,“ sagt der Binger und bezeichnend nennt er die erste Arbeit das „Aufbrechen“, weil er mit Spaten, Hane oder Karst etwa 25 Centimeter tief gehen muß, die zweite „Lüften“, weil es sich da nur um 6—10 Centimeter handelt. Boden, der zu Grasswuchs oder Feuchtigkeit neigt, muß im August sogar noch einmal gelodert werden.

Der Mai ist der Monat, in dem der Kampf gegen Schädlinge am schärfsten geführt werden muß: die Wissenschaft hat wie die Behandlung der Reben mit Schwefelblüte oder Schwefelwisch (Schwefeln) neterdings namentlich gegen die Erreger der Blattfallkrankheit dem

Winger das vorzüglichste Mittel des Spritzens mit Kupferoxydbrühe an die Hand gegeben, und nur der rüchständige Winger magt noch keinen Gebrauch davon; in den meisten Jahren wird er zur Erntezeit bereuen, es nicht angewendet zu haben. Die Wissenschaft hat auch den großen Wert zahlreicher gut entwickelter Blätter nachgewiesen. Ihnen fällt die Funktion der Zuderbildung zu, und die alte Wingeransicht — auch die des Laien — die ungeschügten Trauben mühten möglichst viel Sonne haben, ist eine durchaus falsche; der Pflanze werden durch Entziehung der Blätter die Atmungsorgane entzogen.

Wie sind in den Sommer eingetreten, heiß brennt die Sonne auf die meist bergigen Rebhalden herunter, wenn in der Zeit zwischen Entwicklung der Blütenknospen und der Blüte wiederum der Weinberg ruft. Das Ausbrechen aller unnützen Zweige muß das Beschneiden vervollständigen und alles, was der Rebe noch nutzlos Saft und Kraft entzieht, beseitigen. Und wie das einmalige Beschneiden nicht genügt, so muß auch dem Anbinden, wenn die jungen Zweige nach dem Ausbrechen sich entwickelt haben, das Hefsten folgen, sie müssen aufgebunden werden. Ist das beste Bindematerial, die Weide, in ihren verschiedenen Abstufungen von der starken Hanfweide bis zur zarten Steinweide, so bietet sich für das Hefsten das billigere Material von Stroh und Winsen.

Der Herbst ist herangekommen, die Trauben beginnen durchsichtig zu werden und sich zu färben, der Rebstod steht in vollem Laub, und noch einmal erwartet er die helfende Hand des Menschen: das Ausblättern muß die überflüssigen Blätter entfernen. Daß es hier heißt, „zu viel ist ungesund“, daß jeder Traube ein schützendes grünes Dach belassen werden muß, ist nach dem Vorhergesagten klar.

So hat sich der Kreislauf des Jahres fast vollendet, die Ernte naht heran, und wenn diese Zeiten in die Hände der Leser gelangen, ist die Traubenernte wohl schon überall im Gange. Ein ungewöhnlich warmer sonniger Herbst hat in diesem Jahr das Siegel auf die Erfüllung all' der Forderungen gedrückt, die der Weinbauer an das Wetter stellt. So wird die Ernte überall mit Freude eingebracht, der Schweiß, der auch hier fließen muß, wird gern vergossen werden. Denn auch die Ernte ist kein poetisches vergnügliches Wingerfest a la Maslenball, lebendes Bild oder Opernszene, sondern saure Arbeit. Im heißen Sommer dieses Jahres ist es bei den Weinbergarbeiten in unrem Schwarzwaldsdorf vorgekommen, daß die robenden Dorfjungfrauen sich ein zweites frisches Gemd in den Weinberg kommen ließen, denn das erste glich einem Bade-Anzug beim Verlassen des Bads. Das ist nicht etwa ein Hiftöckchen, sondern bittere Wahrheit. So schlimm kann's bei der Ernte im Oktober ja nie werden, aber harte Arbeit ist das Schneiden der tief hängenden Trauben, ihr Sammeln in Körbe, deren Beförderung in Wägdchen und deren Transport zum nächsten fahrbaren Weg, wo der Wagen hingelangen kann, doch auch.

G. von Greiff.

### Kleines Feuilleton.

hl. „Frauenzimmer“. Die Ableitung dieses Worts ist noch immer stark umstritten. Eine bemerkenswerte ganz neue Erklärung giebt Professor Friedrich Heidenhain in einem Aufsatz, den er im Oktoberheft der „Preussischen Jahrbücher“ veröffentlicht. Die übliche Herleitung, wie die Wörterbücher sie geben, ist folgende: Frauenzimmer bezeichnet erstens am Ausgang des Mittelalters das fürstliche Frauentum, zweitens die Gesamtheit der darin wohnenden Frauen, drittens, seit etwa 1620 nachweisbar, eine Gesamtheit von Frauen überhaupt, und viertens, seit 1730, die einzelne, insbesondere die vornehme Frau. Ueber das erste und zweite ist nichts weiter zu sagen. Der kollektive Gebrauch des Worts „Frauenzimmer“ etwa für „Frauenvolk“ ist uns heute fremd, aber steht in engem Zusammenhang mit der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, und er läßt sich, wie Heidenhain in einer ganzen Reihe von Beispielen zeigt, in älteren Schriftstellern, besonders im „Simplicissimus“ oft nachweisen; Frauenzimmer ist danach so gut ein Sammelname wie Heer, Volk. Die schwierigsten Bedenken erheben sich dagegen gegen den Uebergang von der dritten zur vierten Bedeutung: aus dem Sammelnamen „Frauenzimmer“ soll sich die einzelne Gattungsbezeichnung entwickelt haben. Eine solche Bildung wäre ganz wider den Sprachgebrauch; der Verfasser weist auch die verschiedenen Analogien, die man zur Erklärung hat beibringen wollen, entschieden zurück. Ferner zeigt er auch an Beispielen, daß das Wort in beiden Bedeutungen, als Gattungsnamen und als Sammelname, in Opitz' Zeit neben einander gebraucht wurde, während die Sprache zu einer regelwidrigen Bildung doch Zeit nötig gehabt hätte. Heidenhain meint daher, daß die beiden Worte nichts miteinander zu thun haben, er will den Ursprung dieser Bezeichnung für die einzelnen Frauen auf eine ganz andre sprachliche Bildung zurückführen. „Zimmer“ bezeichnet im Mittelalter und ebenso noch im Anfange des 19. Jahrhunderts nicht nur das Gemach, sondern auch den ganzen Bau. „Frauenzimmer“ konnte demnach nicht nur wie bei der ältesten Verwendung des Worts den Bau für die Frau, sondern ebenso gut den Bau der Frau, ihren Aufbau, ihre Gestalt bedeuten. Das ist eine einwandfreie Bezeichnung für die einzelne Frau, und daß es diese Bedeutung haben kann, wird für unser Empfinden sofort klar, wenn wir, wie Schiller für das früher einfache „Bild“ zur Verdeutschung „Gebild“ setzte, für „Zimmer“ ebenso „Gezimmer“ sagen. Das Wort führt in einen

Aufbauungskreis, der noch eine ganze Anzahl von Ausdrücken halb ernster, halb scherzhafter Art gerade zur Bezeichnung der Frau hergegeben hat. Kommt vom Zimmerhandwerk auf den Mann wohl nur das „alte fidele Haus“, so auf die Frau das „stättliche Gebäude“, „das gute Gefelle“, „die aufgetallete Fregatte“ und zu guterlegt „die alte Schachtel“, wobei der letzte Ausdruck in Verbindung zu bringen ist mit der Burg, die dem Volke „schachtelan“ für „schatelan“ hieß und auf die Umeinehmbarkeit berechnet war. „Zimmer“ ist in diesem Sinne mit „Bild“ gleichzusetzen, das früher vielfach zur Bezeichnung für Mann und Frau benutzt wurde. Wie die Thätigkeit des Zimmermanns in ihrer thatsächlichen Ausübung, so hatte entsprechend auch das Wort „zimmern“ früher einen viel bedeutenderen Inhalt: es umfaßte nicht nur das Zusammenfügen der Hölzer zu einem Bau, sondern auch das Arbeiten am Holze, das bildhauerartige Gestalten; es war ein Ausdruck des Wollens, des Arbeitens. Fragt man nun, was die Bildhauer-Zimmerleute mit dem Worte bezeichnet haben könnten, so weist Heidenhain daraufhin, daß Frau in Zusammenfügungen häufig einen ganz besonderen Sinn hat, nämlich die Jungfrau Maria bezeichnet. Solche Bildungen sind in Menge vorhanden: „Frauenglas“, „Frauentage“, „Frauenkirche“ usw. Ebenso bedeutete „Frauenzimmer“ gleich „Frauenbild“ für die Kreise des Handwerks „Marienbild“. Ist aber dies der Sinn des Worts, so wird seine Verwendung in allen ihren Verästelungen klar. Das Holdselige, Anmutige, Fremdbliche, zugleich aber auch das Erhabene und Königliche war damit bezeichnet, und zwar bezog sich dies auf die äußere Erscheinung. So erklärt es sich auch, daß die Frauen die Bezeichnung „Frauenzimmer“ gebrauchten, aber nie von sich selbst — die Bescheidenheit verbot es ihnen, sich unter die Schönen zu rechnen und verlangte „wir Weibsbilder“. So erklärt es sich auch, daß wir zwar „Mannsbild“ neben „Weibsbild“, aber nicht „Herrenzimmer“ neben „Frauenzimmer“ zur Bezeichnung des Einzelnen haben. Unserer Muttersprache wäre so für eine verbildete Ausdrucksweise, für ein Urwort eine zierliche, aus ihrem innersten Geiste heraus geborene Bildung gewonnen. —

### Kulturgeschichtliches.

— Ueber das erste Auftreten des Eisens hielt der schwedische Archäologe Prof. Oskar Montelius in der 31. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Halle einen Vortrag. Früher war ganz allgemein die Ansicht verbreitet, daß das Eisen im Norden, also in Scandinavien und Norddeutschland, erst sehr spät aufgetreten sei, etwa erst 900 n. Chr. und selbst noch vor 30 Jahren meinte man das Erscheinen des Eisens in Scandinavien jedenfalls nicht vor 300 n. Chr. datieren zu dürfen. Im Gegenjah hierzu sollte das Eisen in den Kulturländern des Südens schon außerordentlich früh bekannt gewesen sein, namentlich in Aegypten, denn man vermochte sich nicht vorzustellen, wie solche Miesenbauten wie die Pyramiden ohne Anwendung eiserner Werkzeuge errichtet werden konnten. Montelius vertritt demgegenüber nunmehr die bestimmte Ansicht, daß das Eisen selbst in Aegypten nicht vor Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. Eingang fand. Durch ganz neue Aufdeckungen des Aegyptologen Fünders Petrie wird diese Ansicht in gewissem Sinne gestützt. Das eine Gräberfeld gehört allerdings in das dritte Jahrtausend v. Chr., das zweite aber in die Zeit der 18. Dynastie, also in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. An beiden Punkten sind nicht die geringsten Spuren eiserner Weigaben zu entdecken gewesen. Eine weit wichtigere Stütze der Montelius'schen Auffassung ergibt sich auf dem Wege der vergleichenden Betrachtung. In den alten Kulturstätten Griechenlands findet man erst im 14. Jahrhundert v. Chr. die allerersten Anfänge des Eisens. Ein so spätes Auftreten wäre daselbst bei den nachbarlichen Beziehungen zu Aegypten ganz undenkbar, wenn das Eisen in Aegypten schon Jahrtausende lang bekannt gewesen wäre. Wo das Eisen nun überhaupt zuerst aufgetreten ist, läßt sich im Augenblick noch nicht übersehen. Aber sicher darf man behaupten, daß es weder in Aegypten noch in den Kulturländern des Mittelmeers und im südöstlichen Europa 1500 v. Chr. Eingang fand. Dann freilich verbreitete es sich schnell über alle Gebiete, die mit den Kulturländern in Verbindung standen. Was Italien betrifft, so wurde es im Süden früher bekannt als in Mittel- und Nord-Italien. Nach Montelius tritt das Eisen in Mittel-Italien gleichzeitig mit den Etruskern auf. Daraus schließt Montelius, daß sehr wahrscheinlich die Etrusker um 1100 v. Chr. zur See nach Toskana kamen und das Eisen mitbrachten. Nicht viel später treffen wir im nordischen Europa auf das Eisen. Wir finden es z. B. schon in den Pfahlbauten der Schweiz gleichzeitig mit Bronze, und danach kann man für die Schweiz und Süddeutschland das 10. und 9. Jahrhundert v. Chr. als Anfangszeit für das Eisen ansehen. Nördlicher findet man das Eisen auch schon im 5. und 4. Abschnitt der Bronzezeit, ja, in einem Grabe auf Vornholm, das zweifellos dem dritten Abschnitt, also der Zeit um 1200 v. Chr. anzurechnen ist, fand sich bereits eine Weigabe aus Eisen, die unter allen Umständen gleichzeitig mit dem Toten in das Grab gelangt ist. Betont muß werden, daß ein großer Unterschied zu machen ist zwischen dem Auftreten des ersten Eisens und der Eisezeit selbst, d. h. der Zeit, in der das Eisen die Kultur vollkommen beherrschte. Zunächst standen sicher für den Norden dem Einzuge des Eisens im letzteren Sinne nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen, denn im Norden wurde zur Bronzezeit gegossen, während das Eisen geschmiedet werden mußte. Zudem bestand damals noch nicht der für uns allerwichtigste Unterschied zwischen

Eisen und Bronze, das ist der gewaltige Preisunterschied. Damals war zunächst das Eisen noch teurer, als die übliche Bronze, es wurde erst langsam verbilligt und dadurch zur Verdrängung der Bronze befähigt durch die Verbesserung der technischen Hilfsmittel, deren heutige moderne Entwicklung ja erst dem Eisen seinen Stempel aufdrückte, der es als den gewaltigen Altheerrscher unserer ganzen heutigen Kulturperiode kennzeichnet.

**Aus dem Tierreiche.**

ie. Ein für Deutschland äußerst seltener Vogel ist der Schopfreiber (Ardea comata), der mir gelegentlich bis nach Norddeutschland vordringt und ein einziges Mal in der Umgegend von Bremen brütend beobachtet worden ist. Seine eigentliche Heimat ist das südliche Europa vom mittleren Ungarn an, also besonders die Mittelmeerländer, dann einige Gebiete des westlichen Asien und schließlich ganz Afrika. Er ist ein rechter Wandervogel, der schon im Juli südwärts bis in das Nil-Land zieht und sich von dort über den ganzen Schwarzen Erdteil verbreitet. Die Aufmerksamkeit der Wissenschaft wurde auf ihn kürzlich wieder durch ein schönes Exemplar gelenkt, das sich in einer Entfernung von über 300 Kilometern von der afrikanischen Küste auf ein englisches Schiff nieder gelassen hatte. Die Gewohnheiten des Schopfreibers bieten manche merkwürdigen Züge. So hält er sich z. B. immer gern in der Nähe größerer Säugetiere auf wie auch der nach dieser Gewohnheit geradezu benannte Kuhreiber. Er weiß sich den Schutz, den das Vieh seitens der Menschen genießt, zu nütze zu machen und stellt sich z. B. in Ungarn, wenn ihn Gefahr droht, mitten in eine der dort in ungeheurer Zahl gehaltenen Schweineherden. In Ungarn ist er überhaupt ungemein häufig und brütet dort in der Nähe von Sümpfen in ganzen Kolonien von oft ungeheurer Zahl. Man hat schon 30 000 Vögel in einer einzigen Niederlassung gezählt, und wenn ein solcher Reiberhorst aufgestört wird, so verursacht das Flügel schlagen, mit dem sich die Vögel in die Luft erheben, einen geradezu betäubenden Lärm. Der Schopfreiber ist ebenso wie seine Verwandten zu den vorwiegend nützlichen Vögeln zu rechnen, da er sich hauptsächlich von Mäusen, Insekten und Mollusken, daneben allerdings auch von kleinen Fischen und Krötschen nährt. Die Besuche, die der schöne zielliche Vogel in den Ländern Mittel-Europas abstattet, sind wie gesagt überaus selten, jedoch sind in England im ganzen etwa 50 Exemplare gefangen worden, soweit sich Nachrichten erhalten haben. Die Federn des Schopfes, von dem der Vogel seinen Namen bekommen hat, sind gelblichweiß und schwarzbraun gefärbt, der Hals ist hellgelb, Schultern und Mantel rötlich, die übrigen Teile des Gefieders weiß gefärbt. Die Federn dieses Vogels werden ebenso geschätzt wie die der übrigen Reiher, und daher hat der Schopfreiber besonders in Ungarn, wo er viel unter Nachstellungen zu leiden hat, seine Jutzunähigkeit gegen Menschen und Haustiere schon vielfach abgelegt.

**Aus dem Tierleben.**

— Die Blutwärme der Wale. In dem zu Christiania erscheinenden „Neuen Magazin für Naturwissenschaft“ veröffentlicht Dr. G. Guldberg einige Beobachtungen über die Körpertemperatur der Wale, wobei er hervorhebt, wie unvollkommen unsere Kenntnis dieses Gegenstands ist. Die Temperatur lebender Wale zu messen, ist äußerst schwierig, obwohl man es bei einem lebenden Delfin und einem Weißwal, die man lebend eingefangen hatte, vollführt hat. Bei den größeren Walen ist das aber ganz unmöglich, und wir sind auf Beobachtungen nach dem Tode angewiesen. Die dicke Fettschicht unter der Haut, welche die Wale gegen die Kälte schützt, verlangsamt auch die Abkühlung des Blutes nach dem Tode mehr als bei andren Säugetieren, so daß Messungen an unlangst verendeten Walen einen höheren Wert beanspruchen dürften, als sonst. Thatsächlich betrug die Blutwärme bei einem vor drei Tagen getöteten Riesental (Sibbaldius borealis) noch 34 Grad, und es wurden an frisch getöteten Walarten folgende Temperaturen beobachtet: Beim Cachelot 40 Grad, beim Grönlandwal 38,8 Grad, beim Meer Schwein 35,6 bis 37,8 Grad, beim Wudelwal 35,4 Grad und beim Delfin 35,8 Grad. Die mittlere Blutwärme des Menschen beträgt 37 Grad, diejenige einiger andrer Säugetiere steigt bis 39 Grad, aber der Cachelot oder Potwal mit 40 Grad scheint alle Säuger zu übertreffen, während die Blutwärme der Vögel belamtlid bis auf 42 Grad steigt. Mit dieser hohen Blutwärme erklärt sich unter andern auch der große Wasserdampfgehalt des Atemstrahls.

(„Prometheus.“)

**Technisches.**

— Römische Heizungsanlagen. Die römische Zimmerheizung beruhte auf der Zuleitung von Warmluft, die außerhalb der zu heizenden Räume erzeugt wurde. Diese Heizungsart entspricht also im wesentlichen der heutigen „Luftheizung“. Unter dem Fußboden des zu heizenden Zimmers befand sich ein Hohlraum. In diesem standen parallele Reihen von Ziegelsteilerchen (0,60 bis 1,15 Meter hoch), welche den aus Ziegelpfatten oder Estrich bestehenden Zimmerboden trugen. Neben diesem Hohlraum befand sich ein Herd oder Feuerraum, von dessen Feuer aus die heiße Luft in den Hohlraum drang. Für den Abzug des Gases und des Rauchs sorgten schmale Schornsteine, die an den Wänden des zu heizenden Raums emporgesührt wurden. Sie bestanden aus aufeinander-gesetzten Thonkacheln mit rechtwinkligem Querschnitt (Cigarren-

kistchen vergleichbar, an denen die beiden Schmalseiten fehlen). Sie sind entweder als einzelne Kamine in den Ecken oder aber in größerer Anzahl nebeneinanderstehend in den Wänden des Zimmers eingebaut; sie waren in der Regel mit Verputz überzogen, der die Farbe des Zimmers bekam, so daß sie sich von außen nicht bemerkbar machten“ (Jacobi, Römerkastell Saalburg). Die Feuerung geschah höchstwahrscheinlich meist durch Holzofen, nicht durch Holz; erstere setzen sehr wenig Ruß ab, und thatsächlich zeigen die erhaltenen Heizkanäle einen sehr kleinen Rußanlag. Daß die Römer sehr wohl sich auf Holzofen verstanden, beweisen z. B. die zahlreichen Kohlenmeiler, die sich den ganzen Limes entlang finden. Uebrigens haben sich Holzofen selbst mehrfach vorgefunden, z. B. in der Saalburg. Ueberhaupt war man im Altertume, wie mehrfache Schriftstellerzeugnisse bezeugen, bemüht, rauchschwaches Feuer zu schaffen. In Italien dienten die Hypokausten (Heizgewölbe) naturgemäß mehr zum Gebrauch der Bäder, als der Wohnräume. Im Rheingebiet sind dagegen Heizungsanlagen bei allen nicht gänzlich zerstörten Villen ohne Ausnahme gefunden. Auf ganz ähnlichen Grundrissen beruhte übrigens die Heizungsanlage der mittelalterlichen Kloster- und auch Schloßanlagen. Besonders eingehend ist dies für das Deutschordenshaus in Marienburg nachgewiesen worden. Die römischen Heizungen waren auch mit einer sinnreichen Ventilation versehen, ganz wie dies bei den heutigen Centralheizungen der Fall ist; die römischen hatten übrigens den Vorteil, daß bei der Erwärmung des Heizraums Ziegel oder Steinpfiler mitwirkten, und nicht, wie es jetzt geschieht, eiserne Platten und Röhren, die bei einer starken Feuerung leicht überhitzt werden, so daß die Luft verdorben wird. Außer diesen Pfeilerhypokausten gab es auch sogenannte Kanalheizungen. Bei diesen ist der Boden des zu erwärmenden Raums nicht hohl und mit kleinen Pfeilerchen untermauert, sondern es ziehen in Form eines Andreaskreuzes Heizkanäle unter demselben her, deren Mittelpunkt mit einem nach dem Feuerraum führenden Kanal in Verbindung steht. Sie findet sich in Triest bei verschiedenen Bauten, z. B. im Kaiserpalast und besonders auch auf der Saalburg, sowohl bei der bürgerlichen Niederlassung als im Kastell. In letzterem sind nach Jacobi bei einer Anlage die Kanäle aus Quarzitmanerwerk hergestellt, das mit Lehm verputzt war; sie haben einen Querschnitt von 30 auf 40 Centimeter und sind mit Ziegelplatten überdeckt gewesen, welche, ebenso wie der zwischen den Kanälen liegende Boden mit Estrich überzogen waren. Von den Enden der Kanäle gingen Heizröhren, ähnlich wie bei allen Hypokausten, senkrecht in die Höhe. Endlich gab es auch Heizsysteme, bei denen Pfeiler- und Kanalhypokausten kombiniert waren; bei diesen befand sich unter der Mitte des zu heizenden Raums ein kleines Pfeilerhypokaustum, von dem aus die Heizkanäle strahlenförmig ausliefen. Auch diese Art ist auf der Saalburg vertreten. In einem Feuerraum hat man auch Schwefelsäure gefunden; sie dienten jedenfalls beim Feueranzünden, vielleicht auch schon zur Herstellung einer Art von Flindhölzchen.

**Humoristisches.**

— Von Serenissimus. Serenissimus besucht die Sitzung einer Spiritistengesellschaft. „Rudermann,“ sagte er, „sich lassen Sie mal den Geist meines hochseligen Herrn Vaters erscheinen!“ „Den Geist hochbero Herrn Vaters?“ „Ja...“ „Unmöglich! Ganz unmöglich!“ erwiderte sein treuer Begleiter.

(„Simpl.“)

— Gute Auskunft. Besuch: „Ist Deine Schwester zu Hause, Fräulein?“ Fräulein: „Bitte, läuten Sie doch lieber an und fragen Sie das Stubenmädchen — die weiß, was sie sagen soll!“

**Notizen.**

- Mit dem 1. Oktober ist die Herausgabe und Redaktion des „Magazins für Litteratur“ von den Schriftstellern Johannes Gauke und Franz Philips übernommen worden.
- Die Philosophische Gesellschaft der Universität Wien hat die Absicht, einen vollständigen Katalog der psychologischen Litteratur zu veröffentlichen, die in den letzten 50 Jahren erschienen ist.
- „Die Butterseite“, Schwan von Pserhofer, wird demnächst im Neuen Theater zum erstenmal in Scene gehen.
- Die Sandrock ist unter die Dichter gegangen. Mit dem Schriftsteller Robert Gysler hat sie ein Schauspiel „Vergeltung“ verfaßt, daß sie bei ihrem Gastspiel am Theater an der Wien Mitte Oktober zur Aufführung bringen will.
- Die nächsten Novitäten des Schauspielhauses sind „Der wilde Reutlingen“ von Moser und Thilo von Trotha, dann folgt „Ma bru“, unter dem Titel „Meine Schwiegermutter.“
- Der Neubau des Théâtre Français wird am 25. Dezember vollendet sein. Die Eröffnung des neuen Hauses soll am 29. Dezember erfolgen.